

MATTHEW
REILLY

DIE SECRET
RUNNERS VON
NEW YORK

Aus dem Englischen von Manfred Sanders

FESTA

Die australische Originalausgabe
The Secret Runners of New York
erschien 2019 im Verlag Hot Key Books.
Copyright © 2019 by Matthew Reilly

1. Auflage Februar 2020
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-809-4
eBook 978-3-86552-810-0

*Dieses Buch ist für alle,
die zur High School gegangen sind ...
... und es überlebt haben.*

Wenn man genug Geld und
einen guten Namen hat,
kann man alles tun.

Cornelia Guest
The Debutante's Guide to Life

Warum erinnern wir uns
an die Vergangenheit
und nicht an die Zukunft?

Stephen Hawking
Eine kurze Geschichte der Zeit



Central Park, New York City

PROLOG

BECKYS LETZTER LAUF

New York City

2:35 Uhr; Datum: unbekannt

Die junge Frau im zerrissenen Brautkleid rannte durch den Central Park um ihr Leben. Dornige Zweige zerkratzten ihr die Wangen, als sie sich durch das Unterholz kämpfte. Es war spät, nach Mitternacht. Der Park und die umliegende Stadt waren dunkel und still.

Becky Taylors sonst so hübsches 17-jähriges Gesicht war mit Blut und Schmutz verschmiert. Auf ihrer Stirn stand mit rotem Lippenstift geschrieben das Wort:

BALLKÖNIGIN

Ihr Angstschweiß hatte die roten Buchstaben verlaufen lassen.

Becky zog den Kopf ein und rannte verzweifelt durch das Gestrüpp, einen Arm schützend vor dem Gesicht. Zwischen all den blutigen Kratzern auf diesem Arm befanden sich auch ein paar Markierungen in der Nähe des Handgelenks.

Vier senkrechte schwarze Striche: ||||

Über den Bäumen hinter Becky ragten als schwarze Schatten vor dem Nachthimmel die bekannten Ge-

bäude an der Central Park West empor: das kolossale Museum für Naturkunde und einige der berühmtesten und teuersten Apartmenthäuser der Welt, das San Remo, das Majestic und das Dakota. Kein einziges Licht brannte in ihnen.

Mit hämmerndem Herzen und schmerzender Lunge hastete Becky weiter, so schnell sie konnte.

Sie hörte sie hinter sich – rennend, grunzend, jagend.

Dann brach sie durch ein letztes Dickicht, und plötzlich sah sie den Abgrund vor sich und Becky konnte gerade noch zurückspringen, um nicht zwei Meter tief hinabzustürzen.

Becky Taylor in ihrem zerrissenen Brautkleid lächelte verhalten.

Sie hatte die 79th Street Transverse erreicht.

Jetzt war sie fast da.

Rasch kletterte sie die zwei Meter hohe Mauer hinab, die die tiefer liegende Straße säumte, und rannte zur anderen Seite.

Natürlich war die Straße, auf der einst der Straßenverkehr den Central Park gekreuzt hatte, menschenleer. Genau wie überall in der dunklen Stadt herrschte auf der Straße gespenstische Stille.

Unkraut, Gras und Efeu hatten den Asphalt aufgebrochen und überwuchert. Verlassene Autos standen herum oder lagen auf der Seite, halb verschlungen vom Unkraut.

Nirgends war eine Menschenseele zu sehen.

Es gab nur Becky in dieser toten, leeren Stadt ... und ihre Verfolger.

Um ihr linkes Handgelenk zog sich ein Ring aus aufgeschürfter, blutiger Haut. Als Becky zu sich gekommen war, war sie an eine Straßenlaterne gefesselt gewesen, ihre Hände mit einem Seil hinter ihrem Rücken zusammengebunden. Nach einigem schmerzhaftem Zerren und Winden hatte sie ihre linke Hand befreien können und war zu ihrer verzweifelten Flucht nach Hause aufgebrochen.

Becky sprintete über die Straße und kletterte die Steinmauer an der gegenüberliegenden Seite hoch.

Eine Minute später bog sie um eine Ecke und sah sie: die Schwedenhütte.

Die Schwedenhütte ist eine ungewöhnliche braune Holzhütte, die ein bisschen wie ein Lebkuchenhaus aussieht; sie wurde in den 1870er Jahren in Schweden gebaut und kurz darauf als ein Geschenk der schwedischen Regierung in die USA verschifft. Die Hütte steht im Central Park neben dem Shakespeare Garden, in der falschen Zeit, im falschen Stil und am falschen Ort.

Aber es war nicht die Holzhütte, zu der Becky wollte, sondern das, was sich dahinter befand.

Sie rannte um das braune Gebäude herum und gelangte auf eine freie Fläche aus festgetretener Erde.

Und dort sah sie den niedrigen Steinbrunnen.

Becky rannte zum Brunnen und kletterte sofort hinein. Sie presste ihre Hände und Füße an die nahen Wände und ließ sich langsam den engen senkrechten Schacht hinab.

Sechs Meter tiefer erreichte sie den mysteriösen Tunnel am Boden des Brunnens. Sie ließ sich den

letzten Meter fallen und lief den Tunnel entlang, bis sie den uralten steinernen Torbogen sah ...

... und blieb wie angewurzelt stehen.

Der Ausgang war nicht mehr offen.

Sie konnte nicht hinaus.

»Misty, Chastity ... ihr Dreckstücke«, sagte Becky zu niemandem.

Ein markerschütternder männlicher Schrei von draußen ließ sie herumwirbeln.

Und dort, in jenem kalten unterirdischen Tunnel in dieser grässlichen Version von New York City, wurde Becky Taylor klar, dass sie sterben würde.

So hatte dieser Tag eigentlich nicht enden sollen.

Noch vor wenigen Stunden war sie die Königin des Balls gewesen, atemberaubend in ihrem Vera-Wang-Kleid, eine hervorragende Schülerin mit einem süßen Balkavalier und der Welt zu ihren Füßen.

Und jetzt war sie hier.

An diesem schrecklichen Ort.

Gefangen und allein.

Bald würden seine grausamen Bewohner sie finden, und dann würden sie sie auf die langsamste und hässlichste Weise umbringen.

Und mit diesen grimmigen Gedanken sank Becky Taylor – in ihrem zerrissenen Brautkleid und mit dem durch Lippenstift gebrandmarkten Gesicht – zu Boden, schloss die Augen und begann leise zu weinen.

Und in exakt demselben Moment, in Beckys Zimmer in der Wohnung ihrer Familie im Majestic-Gebäude – einem ganz normalen Zimmer einer 17-Jährigen im

ganz normalen New York von heute –, fanden ihre Eltern ihr Handy und darauf eine letzte Textnachricht, die sie geschrieben, aber nicht abgeschickt hatte.

Sie lautete:

LIEBE MOM, LIEBER DAD,
ICH HALTE ES EINFACH NICHT MEHR AUS: DEN
DRUCK, DIE ERWARTUNGEN, DIE LAST DIESER ER-
WARTUNGEN.
BITTE SUCHT NICHT NACH MIR, DENN IHR WERDET
MICH NICHT FINDEN. ICH WERDE AM GRUND DES
FLUSSES RUHEN UND MEINEN FRIEDEN HABEN.
ICH LIEBE EUCH.
BECKY



DIE SCHULE, AN DER NEUE MÄDCHEN VERSCHWINDEN

Sie waren leichtfertige Menschen,
Tom und Daisy – sie zerstörten Dinge
und Lebewesen und zogen sich dann
wieder zu ihrem Geld zurück ...

F. Scott Fitzgerald
Der große Gatsby

NEUE SCHULE, NEUES LEBEN

Es war mein erster Schultag in einer neuen Stadt, aber ich glaube kaum, dass man viele Leute finden würde, die Mitleid mit mir hatten.

Auf dem Papier war mein Leben der ultimative Traum des durchschnittlichen 16-jährigen amerikanischen Mädchens.

Ich lebte in New York City an der Upper West Side, im historischen San-Remo-Gebäude in einem riesigen Apartment mit Blick auf den Central Park. Das San Remo ist einer dieser imposanten doppel-türmigen Art-déco-Genossenschaftsbauten, die in den 1930ern errichtet wurden und heute von Filmstars, Wall-Street-Superhelden, saudischen Prinzen und allen anderen bewohnt werden, die es sich leisten können, 20 Millionen Dollar in bar für ein Apartment zu bezahlen.

Aber ich fand mein Leben zum Kotzen.

Man hatte mich aus der Heimat meiner Kindheit in Memphis herausgerissen und im Alter von 16 Jahren in das schlimmste Milieu übersteigerter Teenager-Zickigkeit verpflanzt, das man sich vorstellen kann: das des ultrareichen New York.

Angemeldet an einer neuen Schule in einer neuen Stadt, fern von dem Vater, den ich liebte, mit einer Mutter zusammenlebend, die ich verachtete, und

einem Stiefvater, der mich tolerierte ... Ich *hasste* es. Der einzige Pluspunkt war, dass mein Zwillingbruder Red – immer ruhig und unbeschwert – es mit mir zusammen durchstehen musste.

Der erste Tag an der neuen Schule fing nicht gut an.

Ich zog meine Schuluniform an: eine absolut geschlechtslose weiße Bluse unter einem marineblau und grün karierten Kleid. Die weiße Bluse hatte lange Ärmel mit steifen geknöpften Aufschlägen. Ein grünes Haarband war das einzige erlaubte Haaraccessoire. An einer so gut situierten Schule wie Monmouth kann Schmuck ein ernsthaftes Problem werden – die Mädchen können sich ganz schön in einen Wettstreit hineinsteigern, und es war absolut möglich, dass eine Schülerin Ohringe trug, die ein paar Hunderttausend Dollar kosteten. Also war jeglicher Schmuck verboten. Das einzige weitere Accessoire, das man gestattete, war eine Armbanduhr.

Die Schlichtheit des Ganzen störte mich nicht – oder die Geschlechtslosigkeit, wenn man so will. An meiner alten Schule in Memphis – einer reinen Mädchenschule – hatte es keine Kleiderordnung gegeben, die Schülerinnen konnten tragen, was sie wollten, und so war, als die Mädchen älter wurden, jeder Tag zu einem Modewettstreit geworden. Und als die Hüften runder und die Brüste größer wurden, sanken die Taillen der Jeans tiefer und die Ausschnitte der Tops noch tiefer. In der drückenden Hitze des Tennessee-Sommers war die Menge der zur Schau gestellten Haut unfassbar.

An einem heißen Sommertag, als ich sah, wie zwei Sportlehrer die Ärsche von drei 17-jährigen Mädchen

in sehr kurzen Shorts beglotzten, hörte ich eine Lehrerin murmeln: »Das darf doch wohl nicht wahr sein!«

An der Monmouth School gab es das nicht. Diese Schule war eine Lehranstalt, und Uniformen – für Jungen und Mädchen – waren eine der Maßnahmen, um dafür zu sorgen, dass die Schüler und Schülerinnen die Augen auf ihre Bücher richteten und nicht auf das andere Geschlecht.

Wie gesagt, mich störte es nicht. Ich hatte meine eigenen Gründe, vor allem die langärmelige Bluse zu mögen. Und ich trug immer eine Uhr an meinem linken Handgelenk – eine klobige, aber sehr zweckmäßige weiße Casio G-Shock.

Meine Mutter hingegen hatte alle möglichen Probleme mit der Kleiderordnung der Schule.

Sie postierte mich vor dem Spiegel in unserer Eingangshalle und stellte sich hinter mich, um mir die Haare neu zu richten. Sie kräuselte zwei mausbraune Strähnen über meine Schläfen.

»Streich dir nicht immer so das Haar aus dem Gesicht, Skye, Liebling«, sagte sie. »Du könntest so hübsch sein, wenn du dir nur ein bisschen Mühe geben würdest!«

Innerlich sträubte sich mir alles, aber ich ließ mir nichts anmerken. Ich hatte schon Tausende solcher Bemerkungen zu hören bekommen.

Warum trägst du nicht etwas, das dir ein bisschen mehr schmeichelt?

Halte dich nicht so krumm, zieh die Schultern nach hinten und drück deine kleinen Brüste nach vorn.

Die Augen hoch, Kind! Ehrlich, wie willst du jemals einen Jungen dazu bringen, Notiz von dir zu nehmen, wenn du nie hochschaust?

Und die bissigste Bemerkung: *Weißt du, Skye, ich glaube wirklich, es könnte nicht schaden, wenn du ein bisschen abnimmst.*

Natürlich war Mom schon komplett geschminkt und zurechtgemacht, auch wenn es erst 7:30 Uhr war.

Um diese Uhrzeit war sie schon seit zwei Stunden auf, und in der Zeit war sie zehn Kilometer auf ihrem Laufband gelaufen, hatte 100 Sit-ups gemacht und eine 20-minütige Achtsamkeitsmeditation absolviert. Meine Mutter war 45 und hatte den Körper einer 25-Jährigen, und heute hatte sie ihre schlanke Gestalt in ein perfekt maßgeschneidertes Prada-Kleid gehüllt. Ihr langes kastanienbraunes Haar war wie immer professionell frisiert, jede Locke und Welle sorgfältig arrangiert. (Rosa, unser Hausmädchen, das bei uns im Haus wohnte, war nicht nur die persönliche Dienerin, Vertraute und Informantin meiner Mutter, sondern hatte früher als Maskenbildnerin beim Fernsehen gearbeitet, was mit Sicherheit dazu beigetragen hatte, ihr den Job zu verschaffen.)

Oh, und meine Mutter trug High Heels, sogar in unserer Wohnung zu dieser Uhrzeit.

»Skye«, dozierte sie, »es ist eine harte Wahrheit, die niemand wahrhaben will, aber du musst lernen, wie die Welt uns Frauen beurteilt: Nicht das, was wir im Kopf haben, ist wichtig; es ist die Verpackung. Was glaubst du, wie ich mir deinen Stiefvater geangelt habe?«

Durch ein kurzes, schnelles Abtauchen unter den Restauranttisch bei eurem ersten Date?, dachte ich lieblos. Ich hatte zufällig gehört, wie Mom das ihrer besten Freundin Estelle eines Abends am Telefon verriet, nachdem sie einen Cosmopolitan zu viel gehabt hatte.

Meine Mutter Deirdre Allen (geborene Billingsley, geschiedene Rogers) – einst Ballkönigin beim Debütantinnenball der Memphis Ladies Auxiliary – hatte nur einen High-School-Abschluss vorzuweisen, aber das hatte sie nicht davon abgehalten, an die Spitze der New Yorker High Society aufzusteigen und sich ein tägliches Ritual aus Shopping, Lunch, Yoga und Cocktails anzugewöhnen.

Glücklicherweise kam in dem Moment Red die Treppe herunter, gekleidet in seine Monmouth-Uniform aus Blazer, Krawatte und Hose, und fragte: »Bist du so weit, Blue?«

Ich liebte meinen Zwillingbruder. Sein richtiger Name war Alfred, aber seit undenklichen Zeiten nannten ihn alle Red. Mit seinem sorglos zerzausten kupferfarbenen Haar und seinem Elfengesicht – das meinem sehr ähnelte – schaffte er es irgendwie, seine Privatschuluniform cool aussehen zu lassen.

Ich weiß nicht, wie er das machte.

Teufel, manchmal konnte ich nicht einmal glauben, dass er und ich denselben Mutterleib geteilt hatten.

Gerade mal zwei Minuten älter als ich, war Red all das, was ich nicht war: locker und unerschütterlich. Nichts konnte ihn aus der Fassung bringen. »Es ist dieses kleine bisschen zusätzliche Reife«, pflegte

er mich zu necken. »Denn schließlich *bin* ich etwas älter als du.«

Er gewann leicht und mühelos neue Freunde. Man konnte Red in einen Raum voller Fremder werfen und nach 20 Minuten plauderte und lachte er mit der Hälfte von ihnen.

Ich wünschte, ich könnte das auch.

Ich fand eigentlich, dass ich ganz gut im Small Talk war und mit den meisten Leuten gut zurechtkam.

Das Problem war immer der erste Schritt.

Ich war furchtbar schüchtern, wenn ich jemandem zum ersten Mal begegnete. Ich musste erst einmal zu einer Unterhaltung *hingelangen*. Dann war eigentlich alles okay, aber der Anfang war mein großes Problem.

Blue war der Spitzname, den mein Dad mir gegeben hatte – mein richtiger Dad –, so wie in ›blue sky‹. (Tatsächlich konnte ich mich nicht daran erinnern, dass er jemals meinen richtigen Namen benutzt hatte.) Na, kapiert? *Red* und *Blue* – rot und blau. Und da der Vorname meines Dads Dwight war, sagte er immer: »Seht uns drei an: Red, Dwight and Blue!«

Daddy-Witze. Man hasst sie, wenn man sie jeden Tag zu hören bekommt, aber glaubt mir: Man vermisst sie, wenn er nicht mehr da ist.

Ich sagte: »So bereit, wie man nur sein kann.«

Ich befreite mich aus dem Griff meiner Mutter und machte, dass ich davonkam.

Unsere neue Schule lag direkt auf der anderen Seite des Central Park, keinen Kilometer entfernt, deshalb gingen Red und ich zu Fuß dorthin.

Ich muss zugeben, trotz all der anderen Dinge, die ich an meinem Leben hasste, mochte ich diesen Fußmarsch.

Unser Apartmenthaus lag an der Central Park West, nicht weit vom Museum für Naturkunde entfernt, und Monmouth war auf der East Side, an der Fifth Avenue in der Nähe des Metropolitan Museum, und so gingen wir die wunderschönen, von Bäumen gesäumten Wege entlang, die über die viel befahrene 79th Street Transverse und daran entlang verliefen.

Zu dieser frühen Stunde war es dort sehr beschaulich.

Nun ja, bis auf die Verrückten und die religiösen Spinner, die auf den Bürgersteigen in der Nähe solcher Knotenpunkte wie dem Met und der Haupteingänge zum Central Park mittlerweile zu einem gewohnten Anblick geworden waren mit ihren Transparenten und Bibeln.

Die fröhlicheren Bekloppten trugen Aluhüte und tanzten herum wie Idioten. Sie trugen Schilder wie:

DIESER ST.-PATRICK'S-DAY
WIRD DER BESTE ALLER ZEITEN!

DU HÄTTEST SIE UM EIN DATE BITTEN SOLLEN.

TREIBT UNZUCHT! VERSCHLEUDERT
EUER GELD! PLÜNDERT!

NACH DEM 17. MÄRZ SPIELT ES KEINE ROLLE MEHR!

Die religiösen Spinner waren älter und ernsthafter. Sie hielten ihre Plakate schweigend und stoisch. Ihre Schilder waren weniger schillernd:

LUKAS 21, 25-26

1 JOH 5, 19

DIE GANZE WELT LIEGT IM BÖSEN!
UND ER WIRD VERNICHTEN DIE SÜNDER! JESAJA 13,9

DIES IST GOTTES RACHE DAFÜR,
DASS SCHWULE HEIRATEN DÜRFEN.

GOTT HASST HOMOS UND JUDEN.
JETZT KOMMT DIE ABRECHNUNG!

Dieser ganze St.-Patrick's-Day-Quatsch interessierte mich nicht besonders. Die Nachrichten waren voll davon gewesen, als dieser alte Wissenschaftler vor ungefähr einem Jahr seine Ankündigung verbreitete, aber der 17. März war immer noch sieben Monate entfernt, nach dem anfänglichen Medienhype hatten die Leute sich gelangweilt abgewandt und schon bald hatte die Sache sich in die Reihe der Weltuntergangsszenarien wie Y2K, Komet Hale-Bopp oder die 2012-Apokalypse eingereiht.

Es ging vorüber.

Viele Leute, wie meine Mutter, verglichen es mit diesem verrückten Christen, der seine Anhänger dazu gebracht hatte, all ihren Besitz zu verkaufen, weil die Welt angeblich am 21. Mai 2011 untergehen werde. Als

das nicht passierte, waren viele von ihnen pleite und immer noch hier.

Und so gingen Red und ich ungerührt an dieser zusammengewürfelten Gruppe von Plakatträgern vorbei und betraten unsere neue Schule, wo sich meine eigene persönliche Hölle abspielen sollte.

SCHULVERSAMMLUNG

Die Monmouth School ist eine Villa aus dem 19. Jahrhundert, die an der Fifth Avenue liegt und früher einmal der Familie Astor gehört hat. Über dem alten Steinbogen des Eingangs hängt ein Wappen mit dem lateinischen Motto: PRIMUM, SEMPER.

An erster Stelle, immer.

Das fasst es ungefähr zusammen.

Monmouth ist keine normale High School.

Ihre Schüler sind reich. Stinkreich. Deren Eltern sind die Art von Leuten, die man bei Galaveranstaltungen im Weißen Haus sieht. In der Upper East Side von Manhattan gelegen, mit Blick über den Central Park, ist die Schule eine der exklusivsten High Schools in Amerika. Jeder, der etwas ist, will, dass seine Nachkommenschaft auf diese Schule geht, und wird alles tun, was nötig ist, damit das auch geschieht.

Aber mit einem der größten Stiftungsfonds des Landes im Rücken ist die berühmte Rektorin von Monmouth, Miss Constance Blackman – sie ist seit 20 Jahren Schulleiterin –, absolut nicht käuflich. Wie sie es formuliert: Es gibt *andere Elemente*, die ein Kind zu ›Monmouth-Material‹ machen.

Diese anderen Elemente können wirklich alles sein, aber normalerweise betreffen sie nicht den Schüler selbst, sondern die Familie des Schülers. Das kann ein

dauerhafter Beitrag über mehrere Jahre zum kulturellen Leben von New York City sein oder das Erringen eines alten und hochgeachteten Preises (sprich: Nobel oder Pulitzer), aber im Endeffekt übertrumpft ein Faktor alle anderen:

Die Abstammung.

Als ich dorthin kam, rühmte sich die Schule vierer Schüler, die direkte Nachkommen von *Mayflower*-Familien waren, und dreier mit Vorfahren, die die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet hatten.

Monmouth verschmähte die Kinder moderner Prominenter und der *nouveaux riches*. Miss Blackman, zeit ihres Lebens unverheiratetes Fräulein mit bescheidenen Ansprüchen und einer gemütlichen kleinen Wohnung auf dem Schulgelände, war es eine reine Freude, Bestechungen abblitzen zu lassen. Berühmt war die Geschichte, wie sie einmal eine Einladung, zusammen mit einem angehenden Elternteil die Met Gala zu besuchen, mit den Worten abgelehnt hatte: »Warum um alles in der Welt sollte ich eine Veranstaltung besuchen, die von einer *Zeitschrift* organisiert wird?«

Ihr Job, so behauptete sie, sei ganz einfach. Er bestehe darin, Monmouths Platz an erster Stelle in der dualen Welt der Bildung und der High Society zu bewahren.

Primum, semper.

Gleichwohl gab es eine Sache an der Monmouth School, die Miss Blackman sich alle Mühe gab, *nicht* zu erwähnen.

Die verschwundenen Mädchen.

In den letzten zwei Jahren waren drei Schüler – alles Mädchen, alle neu an der Schule, eine im zweiten Jahrgang, eine im dritten, eine im vierten – verschwunden.

Einfach so. *Puff*. Spurlos verschwunden.

Auf Nimmerwiedersehen.

Da war dieses intelligente Mädchen, Trina Miller: im zweiten High-School-Jahr mit einem Punktedurchschnitt von 4,3 und einer außerordentlich glänzenden Zukunft. Sie war im Januar letzten Jahres verschwunden, nur fünf Monate, nachdem sie an der Monmouth angefangen hatte.

Und dann war da Delores Barnes, die Inklusionschülerin. Delores war ein mondgesichtiger Engel mit Downsyndrom und Teilnehmerin des ›My Little Sister‹-Programms, eines Programms, das Schüler der Monmouth mit Kindern von nahegelegenen Sonderschulen zusammen lernen ließ.

Das Programm sollte dem Zweck dienen, den Monmouth-Schülern zu zeigen, wie gut sie es hatten, aber natürlich machten die sich darüber lustig. Trotzdem arbeiteten sie mit, um diesen unverzichtbaren ›Dienst-an-der-Allgemeinheit‹-Eintrag für ihre Collegenbewerbung zu bekommen. Delores war im dritten High-School-Jahr gewesen und im Dezember letzten Jahres verschwunden.

Und schließlich war da noch das jüngste Verschwinden, das von Rebecca ›Becky‹ Taylor.

Beckys Verschwinden hatte am meisten Bestürzung hervorgerufen.



matthewreilly.com

Der Australier Matthew Reilly wurde 1974 in Sydney geboren. Seine Eltern waren Theaterschauspieler. Seinen ersten Roman schrieb er mit 19 Jahren. Da er von den Verlagen nur Absagen erhielt, ließ er 1000 Hardcover drucken und klapperte die Buchläden ab. So wurde der Verlag Pan Macmillan auf den jungen Autor aufmerksam und nahm ihn unter Vertrag. Schon mit seinem nächsten Roman ›Ice Station‹ gelang ihm ein weltweiter Bestseller. Inzwischen sind seine Thriller in 20 Sprachen übersetzt und über 7 Millionen Mal verkauft worden.

Im Dezember 2011 traf Reilly ein schwerer Schicksalsschlag, als seine Frau sich das Leben nahm. Er zog sich für die nächsten Jahre ganz aus der Öffentlichkeit zurück. Heute lebt Reilly in den USA und schreibt wieder, u. a. auch Drehbücher. Als großer Fan von

Hollywood-Blockbustern hofft er, irgendwann mal selbst einen seiner Romane verfilmen zu dürfen.

Reilly schreibt Action-Thriller mit fantastischen Elementen. Dazu Wikipedia: »Reilly ist bekannt für seinen Schreibstil, der sich, wie kaum ein anderer zuvor, auf Actionszenen im Stil von Hollywood konzentriert und dadurch Dramatik und die Entwicklung der Charaktere erst als zweite Priorität behandelt. Seine Kritiker verurteilen dies und verweisen darauf, dass er Bücher schreibt, die wie Filme zu lesen sind oder gar an die Beschreibung eines Action-Videospiels erinnern. Seine Fans sind der Meinung, dass dies der Grund ist, der seine Bücher so einzigartig und aufregend macht.«

Infos, eBooks & Leseproben:

www.Festa-Verlag.de